

Österreichische Akademie  
der Wissenschaften

Moritz Csáky,  
Richard Reichensperger (Hg.)  
Literatur als Text der Kultur

Passagen Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des  
Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr in Wien  
und des Kulturamtes der Stadt Wien

3H 51888

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Csáky, Reichensperger (Hg.):  
Literatur als Text der Kultur / Moritz Csáky,  
Richard Reichensperger (Hg.) - Dt. Erstausg.  
- Wien : Passagen-Verl., 1999  
(Passagen Literaturtheorie)  
ISBN 3-85165-352-1



Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 3-85165-352-1  
© 1999 by Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien  
Graphisches Konzept: Ecke Bonk  
Satz: Passagen Verlag Ges. m. b. H., Wien  
Druck: Manz, Wien

Moritz Csáky/Richard Reichensperger Einleitung	11
<i>I. Kultur als Intertext - theoretische Perspektiven</i>	
Moritz Baßler New Historicism und der Text der Kultur: Zum Problem synchroner Intertextualität	23
Peter V. Zima Formen und Funktionen der Intertextualität in Moderne und Postmoderne	41
Arno Heller Zwischen Holismus und Partikularismus: Modell einer intertextuellen Amerikanistik	55
Aage Hansen-Löve Die Konzeptualisierung Rußlands im russischen Konzeptualismus	65
<i>II. Kultur als Geschichtstext - sozialgeschichtliche Perspektiven</i>	
Jaroslav Stritecky Zur Kulturtypologie Mitteleuropas	109

# New Historicism und der Text der Kultur Zum Problem synchroner Intertextualität Moritz Baßler

No, this is not a disentanglement from, but a progressive knotting into.  
(Thomas Pynchon/Gravity's Rainbow)

## I

Geisteswissenschaften zu Kulturwissenschaften, so scheint, wenn man den Feuilletons und Tagungsprogrammen der letzten Zeit glauben darf, der Paradigmenwechsel unserer Dekade zu lauten. „Der Anspruch der Kulturwissenschaften ist die Internationalisierung und die Modernisierung der ‘Geisteswissenschaften’“, gibt etwa Wolfgang Frühwald, Germanist und Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in der *Zeit* zu Protokoll. Sollten die internationalen Theorieentwicklungen, die seit Beginn der 80er Jahre unter Namen wie New Historicism, Cultural Studies oder Cultural Materialism firmieren, inzwischen die deutsche Universitätslandschaft erreicht haben? Frühwalds Forderung, diesen vorpreschenden Kulturwissenschaften sei „ihre eigene methodische Fundierung“ zu verpassen, und zwar ausgerechnet „durch historische Anthropologie“, muß da gleich wieder skeptisch stimmen.<sup>1</sup> Das Paradigma einer vernetzten „Kultur ohne Zentrum“ (Rorty)<sup>2</sup>, das den obengenannten Strömungen gemeinsam ist, scheint hier jedenfalls nicht avisiert. Ein weiterer *Zeit*-Essay, diesmal von Richard David Precht, macht sich denn auch gleich lustig über die neuen Versuche, „das schwammige Feld der Kultur zu bestellen“, und benennt den wunden Punkt: „Für Literaturwissenschaftler ist nämlich nahezu alles, was mit Kultur zu tun hat, ‘Text’“, womit jeder Realitätsbezug verloren gehe und den Kulturwissenschaften „die kulturelle Belanglosigkeit“ sicher sei.<sup>3</sup>

Ich möchte im folgenden genau das Gegenteil behaupten: Gerade ein post-strukturalistischer Textbegriff scheint mir geeignet, einer Geistes- als Kulturwissenschaft für ein hinreichend komplexes Basistheorem zu dienen. Dazu

müßte sich allerdings plausibel darstellen lassen, daß das scheinbar etwas spinnerte Konstrukt einer allgemeinen Vernetzung, eines *'texte général'*, pragmatisierbar ist, daß man es konkret und das heißt: analytisch fruchtbar machen kann. Zu zeigen ist, wie sich ein bestimmter nicht-banaler Begriff vom 'Text der Kultur' sinnvoll aus verschiedenen theoretischen Konzepten der letzten Jahrzehnte ergibt – aus den Konzepten des New Historicism, der Intertextualität und schließlich aus dem Enzyklopädiemodell in der Semiotik Umberto Ecos. Alle drei scheinen mir auf ein Konzept von Kultur als (Hyper-)Text hinauslaufen, dessen analytischer Wert sich in konkreten Anwendungen beweisen könnte.

2.

Der New Historicism, in den USA seit den 80er Jahren die dominierende literaturwissenschaftliche Praxis mit historisch-kultureller Fragestellung auf poststrukturalistischer Grundlage,<sup>4</sup> definiert sein eigenes Programm – in der inzwischen klassischen Formulierung von Montrose – wie folgt:

Die poststrukturalistische Ausrichtung auf Geschichte, die jetzt in der Literaturwissenschaft aufkommt, kann mit einem Chiasmus bezeichnet werden als ein reziprokes Interesse an der Geschichtlichkeit von Texten und der Textualität von Geschichte.<sup>5</sup>

Poststrukturalistisch daran ist zunächst die Skepsis gegenüber den historischen Metanarrationen (Lyotard), also der Bruch mit einem Konzept von Geschichte als übergeordnete Summe großer Erzählungen, in die man die individuellen Texte einfach einhängen kann. Durchaus im Bewußtsein ihrer pragmatischen Unvermeidbarkeit weigern sich die New Historicists, solche Narrationen – formuliert als Generalaussagen mit Kollektivsubjekten – zur Grundlage literaturwissenschaftlicher Geschichtsschreibung zu machen. Sie versprechen sich eine Restituierung der ursprünglichen Komplexität („messy vitality over obvious unity“, Foucault), indem sie an bestimmten Stellen sozusagen die Lupe auf den historischen Hintergrund legen. Einmal auf diese Weise sichtbar gemacht, hören, wie jeder Asterix-Leser weiß, die individuellen Fakten nicht mehr auf, ihrer Planierung durch die historischen Metanarrationen Widerstand zu leisten: „Ganz Gallien ist von den Römern besetzt ... Ganz Gallien? Nein!“

Für den Literaturwissenschaftler besteht dieser Hintergrund aus unzähli-

gen (zumeist im historischen Abstand ausgeblendeten) Texten, die durch gemeinsame Diskurse untereinander verbunden sind. Zwar besteht die Welt nicht nur aus Texten, und die Diskurse, die in einen Text hineinlaufen, können aus allen Bereichen des Lebens stammen; zumindest für den historisch arbeitenden Literaturwissenschaftler ist die Historie aber stets in Form von tradierten, und das setzt voraus: gespeicherten, Zeugnissen repräsentiert, die, um überhaupt Zeugnisse für etwas zu sein, in irgendeiner Weise lesbar sein müssen (auch wenn es sich etwa um Bilder oder Gebrauchsgegenstände handelt). Was aber gespeichert ist und Lektüre ermöglicht, kann wohl als Text bezeichnet werden.<sup>6</sup>

Unter der Lupe des New Historicism können nun Texte aus ganz verschiedenen generischen Bereichen als diskursiv eng miteinander verbunden erscheinen, z. B. Texte zum anglikanischen Exorzismus, zur Geschlechtsbestimmung in der Renaissance oder zu den Kolonien der neuen Welt mit Dramentexten Shakespeares, oder ein Denkmalsentwurf Dürers mit Stellen in Renaissance-Epen von Spenser und Sydney.<sup>7</sup> Damit geht zugleich das Versprechen einher, „den literarischen Text wieder mit den gesellschaftlichen Energien aufzuladen, die ihm als historisches Produkt bei seiner Entstehung in Fülle zu eigen waren.“<sup>8</sup> Die Rekonstruktion der diskursiven Verflechtungen in ihrer Komplexität verbleibt dabei stets im Rahmen einer „science of the particular“, wie sie z. B. John Fiske propagiert.<sup>9</sup> Die historische Einbettung leistet der New Historicism, indem er konkrete Diskursfäden und -knoten aufspürt und nachvollzieht, ohne die induktive Formulierung allgemeiner Erkenntnisse zum methodischen Ziel zu haben.

Von dieser Operation ist natürlich auch der Status des Einzeltextes unmittelbar mit betroffen. Der traditionelle Textbegriff der Hermeneutik, der Text als von einer Aussage her strukturierte organische Relation von Teilen und Ganzem, weicht dem Begriff eines dezentralen Textes, dessen Semiose vom Autor nicht mehr beherrschbar ist. Roland Barthes im *Tod des Autors*:

Wir wissen heute, daß ein Text nicht eine Wortfolge ist, die eine einzige, quasi theologische Bedeutung transportiert (die Message des Autor-Gottes), sondern ein vieldimensionaler Raum, in dem eine Vielzahl von Geschriebenem, nichts davon originär, aufeinandertrifft und ineinanderläuft. Der Text ist ein Gewebe von Zitate, die den unzähligen Bereichen der Kultur entstammen.<sup>10</sup>

Der historisch lokalisierte Text wird zum Gewebe aus Diskursen – jedes Detail wird in seiner kulturellen Semiose durch die Vielzahl der Diskurse bestimmt, die sich in ihm treffen, und prägt zugleich vermöge der spezifischen Ver-

knüpfungsleistung des individuellen Textes die historische Gestalt dieser Diskurse mit. Eine kulturelle Lektüre kann zwar in der Regel an gegebener Stelle dominante Diskurse ausmachen, aber die 'kulturelle Energie' wird auch durch die zahlreichen subsidiären Diskursfäden eingespeist, Sinn und Ort des Textes von ihnen subtil eingefärbt.<sup>11</sup> Gegenüber Barthes und anderen<sup>12</sup> ist zu betonen, daß der Leser diese kulturelle Semiose in ihrer komplexen Streuung genausowenig vollständig beherrscht wie der Autor. Dennoch wird sie in jeder Lektüre aktiviert, und zwar genau in dem Maße, in dem der Leser Teil der selben Kultur ist, der der Text angehört, insoweit er am selben semiotischen Netzwerk von Texten hängt (oder sich dasselbe historisch erarbeitet hat).

Daraus erhellt sich der spezifische Sinn des Theorems von der Geschichtlichkeit von Texten und der Textualität von Geschichte innerhalb des New Historicism: Der integrale Text löst sich auf in ein „Gewebe“ von „Zitaten“ aus dem Text der Kultur, und der historische Hintergrund löst sich auf in synchrone Intertextualität.

Der New Historicism versteht sich also als literaturwissenschaftliche Arbeit innerhalb eines als universale Intertextualität konzipierten kulturellen Generaltextes. Begabt mit dem „glücklichen Positivismus“ Foucaults, hat man unter diesem Label praktische Lösungen im Umgang mit der historistischen Grundsituation erprobt: einer unendlichen Daten-(Text-, Diskurs-)fülle ohne vorgegebene Ordnungsmuster. Allerdings bleibt dieser *texte général*, in dem alle individuellen Texte zunächst gleichrangig nebeneinanderstehen, dabei immer nur der mehr oder weniger explizite heuristische Hintergrund, vor dem die Einzelstudien Profil gewinnen; nie wird er selbst zur Textgrundlage dieser Studien.

In seinem grundlegenden Essay *The Power of Formalism* fordert Alan Liu, der New Historicism müsse sich endlich seine formalistischen Ursprünge bewußt machen:

Die Beschränktheit des New Historicism rührt daher, daß seine bisher sichtbare Theorie durch das Versäumnis, sie mittels einer disziplinierten, anspruchsvollen Erforschung der historisch situierten Sprache aufzubauen, der dekonstruktivistischen Sicht von Rhetorik als einer a-, trans- oder uni-historischen symbolischen Sprache zu leicht assimilierbar war [...]. Die Hoffnung des New Historicism liegt vielleicht darin, die Philosophie der Allegorie [Paul de Mans, MB] in ein wirkliches Sprechen in der Agora zu entwickeln: in eine rhetorische Vorstellung von Literatur als Text-cum-Handlung, gespielt vor historischen Subjekten für andere Subjekte. Was also, mit anderen Worten, geändert werden muß, ist eben das Konzept von 'Text' selbst.<sup>13</sup>

Der New Historicism hätte demnach die allfällige Re-Pragmatisierung des dekonstruktivistischen Textbegriffs, den er voraussetzt, in einem kühnen Sprung in die Positivität einfach überschlagen – ein Vorwurf, den man analog auch anderen praktische Formen kultureller Analyse auf poststrukturalistischer Grundlage machen könnte, z. B. im Bereich der Cultural Studies, der Gender Studies und feministischer Literaturwissenschaft. „Die Kontextualität des New Historicism ist eine Intertextualität der Kultur ohne eine funktionale Philosophie oder Anti-Philosophie“, klagt Liu.<sup>14</sup> Auf der Suche nach dem von ihm geforderten „geänderten Konzept von Text selbst“, in der Hoffnung, „ein deutlicher formuliertes und strenger abgegrenztes Konzept“ für den New Historicism vorlegen zu können, wie es jüngst auch Wilhelm Voßkamp in seiner richtungweisenden Studie zur Situation der deutschen Literaturtheorie forderte,<sup>15</sup> wäre der nächstliegende Schritt folglich ein Blick auf die Intertextualitätsdiskussion.

### 3.

Die Literatur zur Intertextualität ist längst unüberschaubar geworden.<sup>16</sup> Dennoch lassen sich ganz grob zwei Konzepte unterscheiden, die unter diesem Namen verhandelt werden: ein weites, 'poststrukturalistisches' und ein engeres, 'konservatives'.<sup>17</sup>

In der Nachfolge Julia Kristevas vertreten die Poststrukturalisten nicht nur einen radikal generalisierten Textbegriff (eben jenen, nach dem 'alles' Text ist), sondern auch das Konzept einer allgemeinen Intertextualität: Demnach ist der Text – jeder Text – kein autonomes oder einheitliches Objekt, sondern die Funktion seiner Beziehungen zu anderen Texten.<sup>18</sup> Jeder Text konstituiert sich als Teil eines „*texte général*“ (Derrida), eines Universums aus anderen Texten, die alle miteinander vernetzt sind. Harold Bloom bringt das früh auf die griffige Formel: „there are *no* texts, but only relationships *between* texts“. <sup>19</sup> Jeder Text ist ein Intertext.<sup>20</sup>

Auf der anderen Seite stehen – vor allem in Deutschland – Autoren wie Karlheinz Stierle, die solche Universalaussagen perhorreszieren und Intertextualität auf die traditionellen Formen der Beziehung zwischen Texten wie Zitat, Anspielung, Parodie, Übersetzung usw. beschränken möchten.<sup>21</sup> Freilich verfügen diese Autoren über einen ebenso intakten wie obsoleten Begriff vom Text als 'Werk' – intertextuelle Beziehungen sind ihrer Auffassung nach stets bewußt eingesetzte Gestaltungsmittel eines Autors – mit dem Effekt, daß

„der Begriff der ‚Intertextualität‘, jeder Radikalität beraubt, nun fast durchgehend für die gute alte literarische Einflußforschung verwandt wird.“<sup>22</sup>

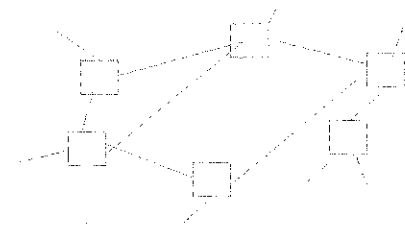
Eine vermittelnde Position nimmt das einflußreiche Buch von Broich/Pfister ein. Die Autoren akzeptieren im Prinzip das Theorem der allgemeinen Vernetzung von Texten, geben jedoch zu bedenken, daß „ein Konzept, das so universal ist, daß zu ihm keine Alternative und nicht einmal dessen Negation mehr denkbar ist, [...] notwendigerweise von geringem heuristischem Potential für die Analyse und Interpretation [sei].“<sup>23</sup> Sie plädieren folglich für eine pragmatische Verengung der Perspektive, sobald es um die konkrete Analyse von Texten geht. Zu diesem Zweck benennen sie Kriterien für eine „Skalierung“ der „Intensität intertextueller Verweise“ und konzentrieren sich auf analysierbare, vorzugsweise „markierte“ Formen der Intertextualität,<sup>24</sup> deren Maß letztlich der „Grad der Bewußtheit des intertextuellen Bezugs beim Autor wie beim Rezipienten, der Intentionalität und der Deutlichkeit der Markierung im Text selbst“ bleibt.<sup>25</sup> Auch dieser Versuch einer Pragmatisierung der Intertextualitätstheorie gelingt somit nur im Rückfall auf (autor-)intentionale Konzepte, d. h. um den Preis ihrer Trivialisierung.<sup>26</sup> – Demgegenüber ist zu zeigen, daß auch und gerade dem universalen Konzept von Intertextualität ein heuristisches Potential eigen ist, das analytisch aktiviert werden kann.<sup>27</sup>

4.

In der Praxis gehen die meisten Arbeiten zur Intertextualität – auch jene, deren Verfasser nicht dem ‚konservativen‘ Modell anhängen – bisher immer noch von einem, dem ‚manifesten Text‘ aus. Dieser manifeste Text – in der Regel wählt man einen kanonischen Text der Weltliteratur – enthält dann als ‚präsenster‘ die Spuren ‚absenter‘ Referenztexte.<sup>28</sup> Dieses methodische Vorgehen – das zunächst ganz selbstverständlich scheint – reproduziert nun aber unwillkürlich das traditionelle hermeneutische Textmodell des um eine zentrale Aussage herum konstruierten Werkes, nur auf der Ebene des *texte général*. Der Unterschied zwischen dem restriktiven und dem universalen Modell von Intertextualität reduziert sich dann auf die Frage, ‚wie weit man gehen darf‘, welche intertextuellen Relationen also noch als intersubjektiv plausibel, analytisch zulässig und aussagekräftig gelten dürfen. Richtmaß bleibt letztlich der hermeneutische Gewinn am manifesten Text. Stattdessen müßte eine adäquate Repräsentation des poststrukturalistischen Intertextualitätsmodells eine

Vielzahl von Texten, idealerweise gar *alle* Texte eines Archivs gleichzeitig ‚präsenst‘ machen, d. h. auf einem Tableau synchroner Intertextualität einander nebenordnen. So ergäbe sich zunächst ein homogenes Netz aus Texten, die dann an geeigneten Stellen (z. B. Zitaten, thematischen oder stilistischen Äquivalenzen) miteinander verknüpft werden. Jede intertextuelle Verbindung zwischen zwei Texten wäre in einem solchen Setting grundsätzlich reziprok.

Stattdessen müßte eine adäquate Repräsentation des poststrukturalistischen Intertextualitätsmodells eine Vielzahl von Texten, idealerweise gar *alle* Texte eines Archivs gleichzeitig ‚präsenst‘ machen, d. h. auf einem Tableau synchroner Intertextualität einander nebenordnen. So ergäbe sich zunächst ein homogenes Netz aus Texten, die dann an geeigneten Stellen (z. B. Zitaten, thematischen oder stilistischen Äquivalenzen) miteinander verknüpft werden. Jede intertextuelle Verbindung zwischen zwei Texten wäre in einem solchen Setting grundsätzlich reziprok.



Die damit skizzierte Struktur entspricht genau der computertechnisch längst realisierbaren Struktur eines Hypertextes.<sup>29</sup> Als Hypertext bezeichnet man die Vernetzung einer beliebigen Zahl elektronisch gespeicherter Texte zu einer integralen, aber dezentralen Struktur.<sup>30</sup> Die Verbindung geschieht über sogenannte Hyperlinks, die an beliebigen Stellen eines Textes (den ‚Aktionswörtern‘) den Übergang in andere Texte ermöglichen. Folge ist ein nicht-lineares Lesen in einem Gebilde, dessen Komplexität prinzipiell unbeschränkt ist – zumal sich über neue Links immer neue Texte anschließen und zwischen den erfaßten Texten immer neue Links legen lassen. Eine Technologie, die die Struktur des poststrukturalistischen *texte général* simuliert, bestimmt – z. B. in Form des Internets – längst unsere Gegenwart und (auch wissenschaftliche) Praxis.<sup>31</sup> Demnach ist die universale Intertextualität keineswegs dazu verdammt, ein abstraktes und analytisch wenig fruchtbares Konzept einiger obskurer Poststrukturalisten zu bleiben. Es gibt sie, und was es gibt, das läßt sich auch analysieren.

Indem man die Kultur einer Zeit als synchrone Intertextualität betrachtet,

macht man sie zum Text, d. h. man macht sie lesbar. In der präziseren Bestimmung dieses Textes als Hypertext – als Text ohne Zentrum, der eine Kultur ohne Zentrum repräsentiert – wird der implizit immer schon vorausgesetzte Textbegriff sowohl der Poststrukturalisten als auch der New Historicists konkret. Die metaphorische Wendung vom 'Text der Kultur' wird im kulturellen Hypertext Realität.<sup>32</sup>

Die Realisierung als technischer Hypertext wäre demnach die ideale Darstellung des vorgestellten Konzeptes, ist jedoch nicht Voraussetzung seiner Umsetzbarkeit. An der konkreten Korpusbildung<sup>33</sup> zeigt sich die Unmöglichkeit besonders deutlich, jene 1:1-Abbildung einer historischen Kultur in ihren Texten zu erreichen, die das Modell – das ist sein neo-positivistischer Zug – eigentlich anvisiert. Praktisch kann es zunächst nur darum gehen, in der Analyse der kulturell-historischen Dimension von Texten der Netzstruktur des zugrundegelegten Kulturmodells Rechnung zu tragen und eine systematische Entwicklung analytischer Operationen in der Hypertextstruktur des Generaltextes voranzutreiben, die bislang bloßes Desiderat ist. Der Umfang des jeweils konkret zugrundegelegten Textkorpus muß dabei hinreichen, um der Komplexität des *texte général* gerecht zu werden, d. h. ihn in seiner Qualität, nicht in seiner Quantität, adäquat zu repräsentieren.

Was nun im Sinne der analytischen Pragmatisierbarkeit das Entscheidende ist: dieser Hypertext eröffnet den Cultural Studies alle Möglichkeiten strukturalistischer Textanalyse. Man kann ihn etwa auf seine Äquivalenzstrukturen hin analysieren; denn innerhalb dieses Generaltextes sind sämtliche Okkurrenzen (z. B. eines Namens, eines Themas) – auch ohne markierte intertextuelle Verweise in den jeweiligen Einzeltexten – aufeinander zu beziehen, nicht anders als (z. B. lautliche) Äquivalenzen in einem strukturalistisch analysierten Gedicht.<sup>34</sup> Das Netz der Stellen, an denen über ein bestimmtes Thema geschrieben wird, konstituiert dann genau das, was man im New Historicism als Diskurs bezeichnet. Diskursverknüpfungen werden als Kookkurrenzen beschreibbar. Die Diskurse einer Zeit bestehen aus Texten, in denen sie je spezifisch formuliert und mit anderen Diskursen verwoben sind; und die Texte bestehen aus Diskursen, die sich – aus anderen Texten kommend, in andere Texte sich fortsetzend – in sie einschreiben. Der Chiasmus des New Historicism wird im Modell des kulturellen Hypertextes als synchrone Intertextualität zur analysierbaren Struktur.

In diesem kulturellen Hypertext ist zwar im Prinzip alles mit allem verknüpfbar, aber trotzdem ist nicht alles homogen und 'beliebig', läuft nicht einfach, wie Heinrich F. Plett befürchtet, auf das Konzept einer riesigen 'Bi-

bliothèque générale' hinaus, in der jedes Buch neben jedem anderen stehen kann und der sozio-kulturelle Kontext verloren geht.<sup>35</sup> Das strukturalistische Bearbeiten eines Textes – und zumal des *texte général* – gleicht ja eher einem Kartieren als einer klassischen Lektüre. Und die historische Landschaft, die dabei zutage tritt, ist kein homogenes, den Gesamttext übergreifendes Isotopiennetz, sondern in 'Gegenden' differenzierbar. Sie wären zu definieren über die Häufung von bestimmten Äquivalenzen in bestimmten Bereichen des Netzes. Im Gegenteil läßt sich also sagen, daß erst der kulturelle Hypertext den 'sozio-kulturellen Kontext' in einer Weise repräsentiert, die ihn, unabhängig von vorgegebenen Metanarrationen, positiv analysierbar macht.

In der Praxis sowohl der intertextuellen Analyse als auch besonders des New Historicism finden viele Forscher großes Vergnügen gerade an überraschenden und scheinbar weit hergeholtten Verbindungen, die das poststrukturalistische Theorem universaler Vernetzbarkeit ermöglicht. Dagegen wird die flächendeckende Arbeit am kulturellen Text eher dazu führen, daß ein Stück 'Normalität' reetabliert wird – aber *innerhalb* des avancierteren Theoriemodells und nicht im Widerspruch zu ihm. Es bietet die Möglichkeit zu überraschenden und entlegenen Verbindungen, zeigt aber auch den diskursiven Mainstream, die dominanten Verknüpfungen innerhalb des Archivs sehr deutlich.<sup>36</sup>

## 5.

Der Text der Kultur ist also ein Hypertext, und man kann nicht nur theoretisch darüber reden, man kann auch darin lesen. Weil diese allgemeine Vernetzung nicht mehr von einer linearen historischen Metanarration überformt ist, löst 'Geschichte' sich auf in die synchrone Intertextualität einer Kultur. Linearität ist innerhalb dieses Modells eigentlich nur noch praktizierbar in Form von Pfaden durch die mehrdimensionale Topographie des Hypertextes. Solche Pfade ließen sich narrativ präsentieren und als Geschichte ('Geschichte des Geniegedankens' o. ä.) ausgeben. Es soll gar nicht bestritten werden, daß dieses traditionelle Vorgehen ein durchaus legitimes auch innerhalb des vorgestellten Modells von Intertextualität sein kann. Allerdings wird der narrative Nachvollzug eines Pfades hier nie den Status einer Metanarration erlangen. „Der New Historicism ist eine Allegorie der Geschichte“,<sup>37</sup> wie Liu pointiert, genauer gesagt: Jede Übersetzung des Hypertextes in

einen normalen, linearen Text muß auswählen, d. h. Komplexität erheblich reduzieren, und das Ausgewählte narrativ oder sonstwie rhetorisch verknüpfen – hier kommt zum Tragen, was Greenblatt und die Berkeley-Schule unter 'cultural poetics' verstehen.<sup>38</sup> Diese poetisch-rhetorische Kompetenz war ja schon immer die Stärke neuhistoristischer Arbeiten, und sie liegt in der Konsequenz des vorausgesetzten Modells vom Text der Kultur: Dessen Umfang und Komplexität ist eben virtuell unendlich – und so dicht kann niemand beschreiben.<sup>39</sup>

Durch die generelle Reziprozität der Hyperlinks geht dabei freilich eine wesentliche Bestimmung von Geschichte – und scheinbar auch von Intertextualität – verloren: das diachrone Nacheinander der historischen Fakten. Aber vielleicht war es immer schon problematisch, Intertextualität diachron zu fassen. Wenn die Verbindung zwischen Texten, wie hier vorgeschlagen, innerhalb der Textualität verbleibt, d. h. einen Text höherer Ordnung, einen Hypertext stiftet, kann sie nur synchron gedacht werden: Texte sind nicht diachron. Das Moment der intertextuellen Verbindung selbst ist es demnach, das zwei (oder mehr) Texte einander nebenordnet und damit gewissermaßen vergleichzeitigt. Der kulturelle Hypertext präsentiert sich zunächst als historischer Synchronschnitt – er umfaßt möglichst alle Texte eines eng umgrenzten Kultur- und Zeitraumes. Wenn jetzt in diesem Text Bezüge zu Werken aus früheren Epochen auftauchen, womöglich gar in signifikanter Häufung, dann werden diese Werke, zumindest in den aufgerufenen Aspekten, damit zum Teil des entsprechenden Archivs. Der Shakespeare von 1774 ist ein Zeitgenosse des Sturm und Drang, der Ossian des 18. Jahrhunderts nur scheinbar ein keltischer Sänger des Mittelalters.

Das hier vorgelegte Konzept von Kultur als Intertextualität ist synchron gedacht. Der diachrone Aspekt von Geschichte wäre innerhalb seiner Logik wohl nur als Beziehung zwischen zwei (oder mehr) Hypertexten zu fassen, deren jeder einen synchronen Schnitt repräsentiert. Freilich darf diese Beziehung nicht erneut eine textuelle sein – man bekäme sonst nur einen größeren Hypertext und wieder keine Diachronie. Eine mögliche Lösung dieses Problems kann hier nur angedeutet werden: Wenn man diese Schnitte als Momentaufnahmen von Systemzuständen begriffe, der kulturelle Text sich also als 'gefrorenes System' im Sinne Harro Müllers beschreiben ließe, dann wäre auf diese Weise vielleicht das deskriptive Potential der Systemtheorie doch noch ohne größeren Komplexitätsverlust in die Literaturgeschichtsschreibung zu integrieren.<sup>40</sup> Inwieweit sich diese Idee allerdings praktisch umsetzen läßt, steht dahin.

6.

Bleibt zu fragen, welche Konsequenzen dieses Konzept für die Lektüre des je einzelnen Textes hat. Wie ist das Verhältnis von Generaltext und Einzeltext? Im Generaltext läßt sich z. B. ein Geniediskurs über Isotopien analysieren – im einzelnen Brief dagegen, der von 'Genie' spricht, handelt es sich offenbar schlicht um eine Referenz. Klaus W. Hempfer, Rolf Kloepfer und andere haben mehrfach darauf hingewiesen, daß sich „Intertextualität' nicht mit 'Kodes' [...], den virtuellen semiotischen Systemen, aus denen sich jede Textrealisation speist und deren Lebensform die vielfältige Textpraxis ist, [überschneiden dürfe]“,<sup>41</sup> sondern „nur auf Relationen zwischen Texten“ zu beziehen sei, „die von denjenigen zwischen System und Aktualisierung zu unterscheiden sind“.<sup>42</sup> Dieser scheinbar basale Unterschied von intertextueller und referentieller Semiose wird allerdings durch das vorgestellte Konzept kultureller Textualität marginalisiert. Machen wir die Probe:

Wenn an besagter Briefstelle anstatt von Genie vom *Werther* die Rede wäre – ein Fall von markierter, allseits anerkannter Intertextualität also – dann sähe das auf der Textoberfläche ja genauso aus: Es liegt eine bloße Referenz vor, diesmal auf einen zeitgenössischen Romantext. Allerdings würde man den intertextuellen Effekt ja nicht in der Tatsache sehen, daß der Briefautor gerade *Werther* gelesen hat, und nicht das *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\** oder *Pamela*, also in der Auswahl aus einem Thesaurus äquivalenter Begriffe (dem Jakobsonschen Paradigma). Vielmehr aktualisiert die Nennung der Romantitels potentiell den Romantext und – nicht zu vergessen – weite Teile der in der (Brief-)Öffentlichkeit ausgetragenen Debatte um dieses Buch: Indem der Brieftext hier einloggt, lädt er sich mit der in dieser Öffentlichkeit zirkulierenden kulturellen Energie auf. Den Effekt bezeichnet Lachmann treffend als „die semantische Explosion, die in der Berührung der Texte geschieht“.<sup>43</sup> Diese Explosion kann im Textablauf selber punktuell bleiben, sie kann aber auch zur Folge haben, daß sich in der fortgesetzten Lektüre ein Isotopiennetz aus wertherschen Okkurrenzen (z. B. inhaltlicher oder stilistischer Art) über den Brieftext legt, ggf. auch rückwirkend auf Stellen, die vor der eigentlichen Erwähnung liegen.

Was ist nun aber grundsätzlich anders, wenn statt vom *Werther* vom Genie die Rede ist? Die Erwähnung aktualisiert jetzt zwar nicht automatisch einen bestimmten, wohlbezeichneten Text zu diesem Stichwort, wohl aber loggt sie den Text in die zeitgenössische Diskussion zum Geniebegriff ein, stellt die Verbindung zu einem bestimmten Isotopiennetz im *texte général* der Zeit,



einem Diskurs her – und der semantische Effekt der Aufladung mit Bedeutung, mit kulturspezifischer Energie ist ganz der nämliche.

Der scheinbare Unterschied beschränkt sich darauf, daß man diese 'kulturelle' Form von Intertextualität nicht ohne weiteres als Einflußbeziehung oder als kalkulierte Bezugnahme beschreiben kann. Ihre semantischen Implikationen sind nie auch nur annähernd vollständig hermeneutisch rückzubinden, sind – vom Autor wie vom Interpreten – nicht beherrschbar. Das bedeutet nichts anderes als die Tatsache, daß diese kulturelle Intertextualität mit dem traditionellen Textbegriff nicht zu fassen ist. Wohl aber läßt sich umgekehrt die traditionelle intertextuelle Verbindung (zum *Werther*) problemlos als Sonderfall der kulturellen beschreiben.

7.

Ein semiotisches Modell, das zur Applikation des *texte-général*-Konzeptes, wie es hier skizziert wurde, auf die Lektüre des Einzeltextes geeignet ist, ist das von Eco im Rahmen seiner Metapherntheorie entworfene Modell der Enzyklopädie.<sup>44</sup> Eco zeigt, daß der bei einer Metapher auf der Suche nach dem *tertium comparationis* ausgelöste Ausflug in den semiotischen Hintergrund des Textes nicht auf die festgelegte Ordnung eines Wörterbuches führt, wo die Bedeutungen einfach abrufbar wären, sondern in ein „enzyklopädisches Netz“ von möglichen Verknüpfungen. Die zwei Seiten einer Metapher zwingen dazu, dieses enzyklopädische Netz spontan so zu ordnen, daß ein porphyrischer Baum mit einer gemeinsamen Astgabel entsteht – das entspricht sozusagen einem Suchbefehl nach einer Verbindung im kulturellen Hypertext.

Die entscheidende Übereinstimmung des Enzyklopädie-Konzeptes mit dem vorgestellten Konzept von Kultur als synchroner Intertextualität liegt darin, daß die Semiose eines einzelnen 'Sems' im Prinzip völlig offen ('enzyklopädisch', d. h. eben nicht durch ein Wörterbuch festgelegt) ist. Die Anzahl der möglichen Verknüpfungen innerhalb der Enzyklopädie ist unendlich. Erst das Zusammenführen verschiedener Seme im Syntagma erzwingt die Entscheidung für bestimmte Rahmen<sup>45</sup> und damit die Reduktion der semiotischen Streuung und ermöglicht damit das Entstehen eines einigermaßen begrenzten Sinns.

Das für den Zweck der Interpretation eines gegebenen Kontextes konstruierte enzy-

klopädische Modell setzt Zentrum und Peripherie der relevanten Seme ad hoc fest. Es bleibt das Kriterium der größeren oder geringeren Offenheit, d. h. wie weit uns eine Metapher auf den Wegen der Semiose reisen und die Labyrinth der Enzyklopädie entdecken läßt. Im Verlaufe dieser Wege werden die in Frage stehenden Begriffe mit Eigenschaften angereichert, die die Enzyklopädie ihnen bis dato noch nicht zugestanden hatte.<sup>46</sup>

Was hier beschrieben wird, ist das Verhältnis vom einzelnen Text zum Hypertext der Kultur als Enzyklopädie. Die Gestalt dieser Enzyklopädie ist zwar im Prinzip – ontologisch sozusagen – völlig offen, erhält jedoch in jeder Kultur über die historisch je ausgezeichneten und eingespielten Verbindungen innerhalb des Hypertextes stets ihre je spezifische Ausprägung.<sup>47</sup> An dieser Prägung arbeitet der einzelne Text mit, denn das bei Eco anhand der Metapherntheorie entwickelte Modell der fortschreitenden Rahmenbildung gilt ja für jegliches Fortschreiten der Lektüre im Syntagma. Mit jedem neuen Lexem, jedem neuen Satz kommen neue Rahmen ins Spiel, werden wieder Umstrukturierungen der Enzyklopädie vorgenommen, d. h. neue Pfade und Abkürzungen im Hypertext aktiviert (man denkt an Goethes Weberschiffchen und Benns Erinnerungsfäden), und somit wird im Vollzug des Textes die diskursive Ordnung der Kultur immer mit- und umgestaltet.

Der Ort der Enzyklopädie sind die Texte, ihr Modus ist Intertextualität. Die Isotopien, die sich im kulturellen Generaltext kartieren lassen, sind zugleich die Enzyklopädien, die sich lotrecht zur syntagmatischen Ebene des Einzeltextes öffnen. Das Ecosche Modell ist daher geeignet, das Konzept von Kultur als synchroner Intertextualität (bzw. als Hypertextstruktur) in die Semiotik des Einzeltextes zu reintegrieren. In der Zusammenführung beider Modelle könnte es gelingen, „Konzepte einer allgemeinen, auf literaturwissenschaftliche Interessen zunächst gar nicht zugeschnittenen Semiotik oder Semiologie so [zu spezifizieren], daß sich mit ihrer Hilfe eine historische Semiotik der literarischen Artikulation formulieren ließe.“<sup>48</sup>

8.

Die „Historisierungstendenz“, die neuerdings in den Literaturwissenschaften verstärkt registriert wird, wird im hier vorgeschlagenen Modell nicht länger als „Gegenpol zu poststrukturalistisch-dekonstruktiven Ansätzen“ behandelt.<sup>49</sup> Es wäre geradezu fatal, wenn der sich ankündigende Paradig-mawechsel hin zu einem kulturwissenschaftlich inspirierten Interesse an den

pragmatischen Aspekten von Literatur eine Abkehr vom linguistic turn bedeuten würde. Im Gegenteil wird hier der Versuch unternommen, denjenigen poststrukturalistischen Theoriekonzepten, die über eine textimmanente Lektüre hinausweisen (und die – wie eben die universelle Intertextualität der Tel Quel-Schule, der 'texte général' der Dekonstruktivisten, das Foucaultsche Archiv, das mikroskopische Gewebe aus Diskursfäden der New Historicists, der enzyklopädische Texthintergrund der Semiotik – den praktischen Arbeiten kulturwissenschaftlich-diskursanalytischer Prägung schon lange als heuristische Ideen dienen), als Hypertextstruktur aus konkreten Texten analysierbare Gestalt zu geben.

Die Darstellung des kulturellen Umfeldes eines Textes als Vernetzung von Texten löst die – als Schlagwort für die Umwertung der Literatur- zu Kulturwissenschaften inzwischen auch hierzulande gängige – Metapher vom 'Text der Kultur'<sup>50</sup> in einer Weise ein, die das für Texte entwickelte Instrumentarium positiver strukturalistischer Analyse methodisch konsistent auch für kulturelle Zusammenhänge anwendbar macht. Der Standardeinwand gegen das universale Textmodell – seine vermeintliche 'poststrukturalistische Beliebigkeit' oder doch analytische Unfruchtbarkeit – kann damit anhand harter (computertechnisch simulierbarer) Fakten entkräftet werden. Die diskursanalytische Praxis, wie sie in der Nachfolge Foucaults seit längerem unter verschiedenen Namen betrieben wird, erhält eine neue methodische Grundlage.

Gelingt es darüber hinaus, das Modell kultureller Vernetzung auf den Prozeß semiotischer Rahmenbildung in der Lektüre des Einzeltextes abzubilden, so wäre der Weg in Richtung auf eine systematisch-historische Basistheorie für die Literaturwissenschaften auf poststrukturalistischer Grundlage offen. Dann (und erst dann) wäre eine 'historische Semiotik literarischer Artikulation' befugt, auch jene Fragen zu beantworten, die bisher die Hermeneutik gestellt hat.<sup>51</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Altlasten des Geistes. Ein Gespräch mit Wolfgang Frühwald, in: Die Zeit, 3. Mai 1996, 33–34, hier 34.
- 2 Vgl. Richard RORTY, Eine Kultur ohne Zentrum. Vier philosophische Essays. Übers. v. Joachim SCHULTE. Stuttgart 1993, Vorwort, 5–12. Rorty plädiert, was theoretische Fundierung betrifft, dafür, „permanente architektonische Strukturen durch kurzlebige Netze, die sich immer wieder neu knüpfen lassen, zu ersetzen“ (S. 8), und beruft sich dabei auf Wittgenstein und Derrida.

- 3 Richard David PRECHT, Kultur. Ein Plädoyer gegen die kulturelle Belanglosigkeit von Kulturwissenschaften, in: Die Zeit, 12. Juli 1996, 29. Prechts Wunschziel „bleibt die Einflußnahme auf Verbände und Vereine, Irrtümer eingeschlossen. [...] Wer wird dann noch fragen, ob das Fach wirklich eine alles fundierende Theorie besitzt?“
- 4 Zum folgenden vgl.: Moritz BASSLER, Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur, in: M. B. (Hg.), New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. Frankfurt 1995, 7–28.
- 5 Louis MONTROSE, Professing the Renaissance. Poetics and Politics of Culture, in: H. Aram VEESER (Hg.), The New Historicism. New York–London 1989, 15–36 (dt.: Die Renaissance behaupten. Poetik und Politik der Kultur, in: BASSLER (Hg.), New Historicism, 60–93, hier 67).
- 6 Eine ausführliche Entwicklung und Diskussion dieses Textbegriffs kann hier nicht, müßte jedoch an anderer Stelle geleistet werden.
- 7 Vgl. Stephen GREENBLATT, Shakespearean Negotiations. The Circulation of Social Energy in Renaissance England. Berkeley 1988 (dt.: Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance. Berlin 1990); S. G., Murdering Peasants. Status, Genre, and The Representation of Rebellion, in: Representations 1/1983, 1–29 (dt.: Bauernmorden. Status, Genre und Rebellion, in: BASSLER (Hg.), New Historicism, 164–208).
- 8 Anton KAES, New Historicism: Literaturgeschichte im Zeichen der Postmoderne?, in: BASSLER (Hg.), New Historicism, 251–267, hier 254. Zum Begriff der „sozialen Energie“ vgl. GREENBLATT, Verhandlungen mit Shakespeare, 7–24.
- 9 John FISKE, Cultural Studies and the Culture of Everyday Life, in: Lawrence GROSSBERG u. a. (Hg.), Cultural Studies. New York 1992, 154–173, hier 159.
- 10 Roland BARTHES, The Death of the Author, in: R. B., Image – Music – Text. Hg. v. Stephen HEATH, London 1977, 142–148, hier 146 (dt. v. M. B.).
- 11 Dies habe ich an anderer Stelle am Beispiel der Banane zu veranschaulichen versucht; vgl. BASSLER, New Historicism, 21.
- 12 Barthes' Essay zum Tod des Autors läuft auf die Geburt des Lesers hinaus – und nimmt damit die Pointe seines zuvor entwickelten Textbegriffs wieder zurück (The Death of the Author, 148).
- 13 Alan LIU, The Power of Formalism. The New Historicism, in: ELH 56 (1989), 721–771; dt.: Die Macht des Formalismus: Der New Historicism. Übers. v. Stephan DIETRICH, in: BASSLER (Hg.), New Historicism, 94–163, hier 139 f.
- 14 LIU, Die Macht des Formalismus, 124.
- 15 Wilhelm VOSSKAMP, Einheit in der Differenz. Zur Situation der Literaturwissenschaft in wissenschaftshistorischer Perspektive, in: Germanistik – Disziplinäre Identität und kulturelle Leistung. Hg. v. Ludwig JÄGER. Weinheim 1995, 29–45, hier 36.
- 16 Vgl. Udo J. HEBEL, Intertextuality, Allusion, and Quotation. An International Bibliography of Critical Studies. New York, Westport 1989. Eine neuere internationale Auswahlbibliographie liefert Hans-Peter MAI, Intertextual Theory – A Bibliography, in: Heinrich F. PLETT (Hg.), Intertextuality. Berlin–New York 1991, 237–250.

- 17 Vgl. Renate LACHMANN, Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der russischen Moderne. Frankfurt 1990, 64. Einen konzisen und kenntnisreichen Überblick gibt Hans-Peter MAI, Bypassing Intertextuality. Hermeneutics, Textual Practice, Hypertext, in: PLETT (Hg.), Intertextuality, 30–59.
- 18 Vgl. Vincent B. LEITCH, Deconstructive Criticism. An Advanced Introduction. London u. a. 1983, 59.
- 19 Harold BLOOM, A Map of Misreading. New York 1975, 3.
- 20 „Any text is an intertext“. (Roland BARTHES, Theory of the Text, in: Robert YOUNG (Hg.), Untying the Text. A Post-Structuralist Reader, London-New York 1987, 31–47, hier 39); „Il n'est de texte que d'intertexte“. (Charles GRIVEL, Thèses préparatoires sur les intertextes, in: Renate LACHMANN (Hg.), Dialogizität, München 1982, 237–248, hier 240).
- 21 Karlheinz STIERLE, Werk und Intertextualität, in: Das Gespräch. Hg. v. K. S., Rainer WARNING. München 1984, 139–150.
- 22 Christoph BODE, Den Text? Die Haut retten! Graz-Wien 1992, 36.
- 23 Ulrich BROICH, Manfred PFISTER (Hg.), Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Tübingen 1985, 15.
- 24 BROICH, PFISTER, Intertextualität, 25 ff.
- 25 BROICH, PFISTER, Intertextualität, 27.
- 26 „The theoretical consequences are deplorable.“ (MAI, Bypassing Intertextuality, 45).
- 27 Zumal das oben zitierte Argument von Pfister keineswegs schlagend ist – die Negation des poststrukturalistischen Modells ist ja durchaus denkbar und wird auch vertreten.
- 28 Vgl. LACHMANN, Gedächtnis und Literatur, 60 und 63.
- 29 Zum Hypertext-Begriff vgl. Hans-Peter MAI, Bypassing Intertextuality, 49–51; Roland KAMZELAK, Eine Editionsform im Aufwind: Hypertext. Dargestellt am Beispiel der Tagebücher Harry Graf Kesslers, in: Jb. der deutschen Schillergesellschaft 40/1996, 487–504.
- 30 „Hypertext is the combination of natural-language text with the computer's capacities for interactive, branching or dynamic display, when *explicitly used as a medium*. [...] 'Non-linear text' might be a fair approximation. Hypertext may differ from ordinary text in its sequencing (it may branch into trees and networks) [...]“, definiert der Vater des Konzeptes, Theodor H. Nelson, 1967 (zit. n. KAMZELAK, Eine Editionsform im Aufwind, 492).
- 31 Zum Stand der literaturwissenschaftlichen Reflexion über dieses Medium vgl. Paul DELANY, George P. LANDOW (Hg.), Hypermedia and Literary Studies. Cambridge/Mass.–London 1991; sowie neuerdings Martin KLEPPER, Ruth MAYER, Ernst-Peter SCHNECK (Hg.), Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters. Berlin–New York 1996; beide mit Bibliographie. Auch: Dirk MATEJOVSKI, Friedrich KITTLER (Hg.), Literatur im Informationszeitalter. Frankfurt–New York 1996.
- 32 Oder, wie schon Marshall McLuhan feststellt: „Alle Medien sind mit ihrem Vermögen, Erfahrung in neue Formen zu übertragen, wirksame Metaphern.“ (Die magischen Kanäle. Understanding Media [1964]. Übers. v. Meinrad AMANN. Dresden–Basel 1995, 97).

- 33 Vf. arbeitet z. Zt. an einem Korpus venetzter Briefwechsel der Goethezeit.
- 34 Was analysiert wird, d. h. welche Äquivalenzbeziehungen der Leser im kulturellen Text kartiert, bleibt dabei – wie bei jeder strukturalistischen Analyse – natürlich abhängig von seinem Vorwissen, Vorverständnis und vor allem von seinem je spezifischen Erkenntnisprojekt. In diesen Präokkupationen mag man den hermeneutischen Rest der strukturalistischen Methode erkennen – ihnen entgeht niemand.
- 35 Heinrich F. PLETT, Intertextualities, in: PLETT (Hg.), Intertextuality, 3–29; hier 26.
- 36 Forschungsgeschichtlich heißt das auch, daß die Ergebnisse der älteren geistes- und sozialgeschichtlichen Forschung, die ihre historischen Befunde mit starken Metanarrationen oder gar mit normativen Konzepten in ihre jeweilige Ordnung zwangen, mit dem neuen Paradigma nicht einfach obsolet geworden sind, sondern nur ihrem veränderten, 'relativeren' Status gemäß umzuformulieren wären.
- 37 LIU, Die Macht des Formalismus, 138.
- 38 Die avanciertesten Ausführungen zu den rhetorischen Figuren dieser Kulturpoetik finden sich bei Alan LIU, Die Macht des Formalismus, l. c.
- 39 Hier unterscheidet sich eben das Projekt des anthropologischen Feldforschers Geertz, der zu den selbstgewählten Vätern der New Historicists zählt, von der historischen Textarbeit (vgl. Clifford GEERTZ, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt 4 1995).
- 40 Vgl. Harro MÜLLER, Systemtheorie und Literaturwissenschaft, in: Klaus-Michael BOGDAL (Hg.), Neue Literaturtheorien. Eine Einführung. Opladen 1990, 201–217. Die bisherigen literaturgeschichtlichen Anwendungen der Systemtheorie grenzen – so mein Eindruck – weiterhin vor allem 'große Erzählungen' voneinander ab und bleiben damit weit unter dem Niveau ihrer theoretischen Vorgaben; vermutlich weil der Systemtheorie ein Textbegriff fehlt.
- 41 Rolf KLOEPFFER, Grundlagen des 'dialogischen Prinzips' in der Literatur, in: LACHMANN (Hg.), Dialogizität, 85–106, hier 92.
- 42 Klaus W. HEMPFER, Überlegungen zu einem Gültigkeitskriterium für Interpretationen und ein komplexer Fall: Die italienische Ritterepik der Renaissance, in: K. H., G. REGN (Hg.), Interpretation. Festschrift Alfred Noyer-Weidner, Wiesbaden 1983, 1–31, hier 15.
- 43 LACHMANN, Gedächtnis und Literatur, 57.
- 44 Vgl. Umberto ECO, Semiotik und Philosophie der Sprache, übers. v. Christiane TRABANT-ROMMEL und Jürgen TRABANT, München 1985, bes. 77–192; für eine erste Anwendung auf Literatur vgl. Christoph BRECHT, Enzyklopädie, in: Moritz BASSLER, C. B., Dirk NIEFANGER, Gotthart WUNBERG, Historismus und literarische Moderne. Tübingen 1996, 293–332.
- 45 Eco spricht von 'Vergrößerung' bzw. 'Narkotisierung' bestimmter semiotischer Verbindungen im Netz.
- 46 ECO, Semiotik und Philosophie der Sprache, 188.
- 47 Eco spricht vom Erfolg der Metapher als „Funktion des soziokulturellen Formats der Enzyklopädie des interpretierenden Subjektes.“ (Semiotik und Philosophie der Sprache, 189).

48 BRECHT, Enzyklopädie, 294.

49 Wie noch Wilhelm Voßkamp (Einheit in der Differenz, 36) selbstverständlich polarisiert.

50 Vgl. Doris BACHMANN-MEDICK (Hg.), Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt 1995; Renate GLASER, Matthias LUSERKE (Hg.), Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Opladen 1996; Hartmut BÖHME, Klaus R. SCHERPE (Hg.), Literatur und Kulturwissenschaften. Reinbek 1996. Alle in diesem Rahmen vorgeschlagenen Konzepte könnten m. E. von einem spezifischen, für ihre Zwecke brauchbaren Textbegriff profitieren – der übrigens besonders auch ihren Kritikern abgeht: Carsten Lenk z. B. (Kultur als Text. Überlegungen zu einer Interpretationsfigur, in: GLASER, LUSERKE, 116–128) setzt einen hermeneutischen Textbegriff fraglos voraus, um dann – wen wundert's? – festzustellen, daß das zu nichts führt.

51 Hardcore-Semiotiker wie Max Bense werfen Autoren wie Eco, Barthes oder Kristeva ja schon lange vor, daß sie „beständig Semiotik mit Hermeneutik verwechseln“, eben weil sie nicht bereit sind, von der historischen und gesellschaftlichen Dimension der Sprache zu abstrahieren (Vgl. Max BENSE, Die Unwahrscheinlichkeit des Ästhetischen und die semiotische Konzeption der Kunst. Stuttgart 1979, 16 f.).

## Formen und Funktionen der Intertextualität in Moderne und Postmoderne Peter V. Zima

Intertextualität ist häufig mit dem Zitat verwechselt, auf das Zitat eingeeignet worden. Sie umfaßt ihrer Extension nach auch das Zitat, ist mit diesem aber nicht identisch. Was ist nun Intertextualität, wie soll sie aufgefaßt werden? – Es ist die dialogische Reaktion literarischer und nichtliterarischer Texte auf zeitgenössische oder historische Diskurse oder Diskursgattungen: Bewundernde Nachahmung, Pastiche, Parodie, Zitat, ironischer Kommentar sowie unbewußte Verarbeitung von Gehörtem oder Gelesenem gehören in den Bereich der Intertextualität. Von M. M. Bachtin, der in seiner Theorie des Romandialogs und der literarischen Polyphonie zugleich eine Theorie der Intertextualität *avant la lettre* entwickelt hat, heißt es in einem frühen Aufsatz von Julia Kristeva, die den Terminus Intertextualität in die Diskussion eingeführt hat: „Bachtin stellt den Text in den Zusammenhang der Geschichte und der Gesellschaft, die selbst als Texte betrachtet werden, die der Schriftsteller liest, in denen er aufgeht, indem er sie umschreibt.“<sup>1</sup>

Tzvetan Todorov radikalisiert Kristevas Darstellung, wenn er in seinem Buch über Bachtin bemerkt: „Il n'existe pas d'énoncé qui soit dépourvu de la dimension intertextuelle.“<sup>2</sup> Nun ist dies wahrscheinlich eine Übertreibung, denn es gibt zweifellos monologische Aussagen (etwa die schlichte Mitteilung: „Klimaanlage funktioniert nur bei geschlossenen Fenstern“); sie erinnert aber an die Tatsache, daß es keinen religiösen, sozialwissenschaftlichen, philosophischen oder literarischen Text gibt, den man aus sich selbst und in sich selbst, gleichsam als fensterlose Monade verstehen und erklären könnte. Wir wissen, daß Kants Philosophie ein permanenter Dialog mit der Aufklärung, mit Hume und den Diskursen der französischen Revolution ist und daß man Marx nicht verstehen kann, ohne Hegel, die Junghegelianer, Adam Smith und Ricardo zu kennen. Wer modernistische Romane wie Thomas Manns *Doktor Faustus* oder Italo Svevos *La coscienza di Zeno* verstehen will, der wird eine Auseinandersetzung mit Nietzsches Philosophie, Freuds Psychoanalyse und dem Verhältnis von italienischer Hochsprache und Triestiner Dialekt kaum vermeiden können.